

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 78 (1933)

Heft: 12

Anhang: Schulgeschichtliche Blätter : Mitteilungen der Schweizerischen Schulgeschichtlichen Vereinigung und des Schweizerischen Schularchivs : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, 24. März 1933, Nummer 1

Autor: Stettbacher, H. / Hartmann, Max

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHULGESCHICHTLICHE BLÄTTER

MITTEILUNGEN DER SCHWEIZERISCHEN SCHULGESCHICHTLICHEN VEREINIGUNG UND DES SCHWEIZERISCHEN SCHULARCHIVS • BEILAGE ZUR SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG

24. MÄRZ 1933

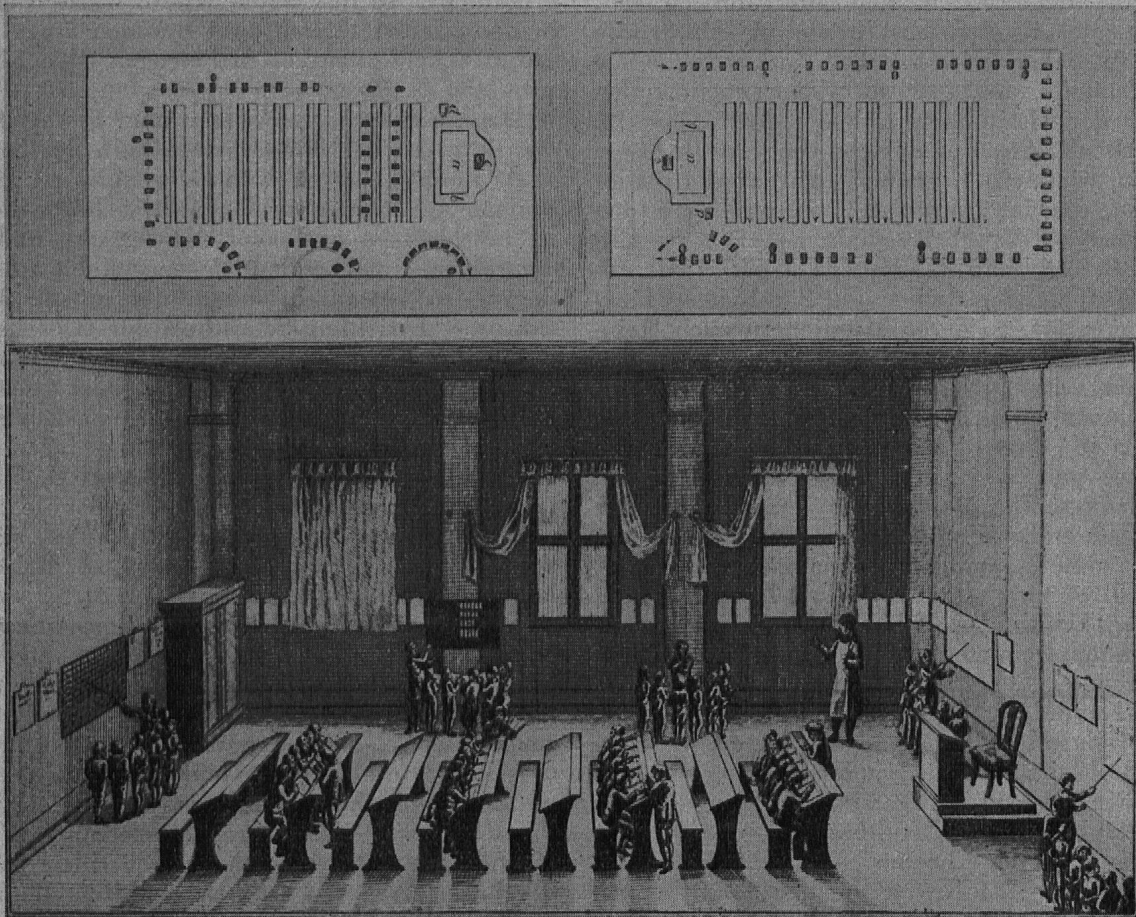
I. JAHRGANG

NUMMER 1

Wozu „Schulgeschichtliche Blätter“?

Das sei gleich in aller Kürze gesagt: wer Vergangenheit und Gegenwart in *einem* Blicke zu umfassen vermag, kommt zu einer reicheren und tieferen Schau

Vergangenheit vertiefen, so geschieht es nicht, um ihr zu verfallen — es ist keine Flucht aus der Gegenwart — wir möchten uns weit eher für die Gegenwart rüsten, um aus vertiefter Einsicht mit grösserer Kraft und Entschlossenheit an die Aufgaben des Tages heranzu-



Der wechselseitige Unterricht.

als jemand, der den Einzelercheinungen der Gegenwart verhaftet ist. Wir haben auch auf dem Gebiet der Schule teil an jener grossen Bewegung, die aus der Vergangenheit sich uns naht und von uns weitergehen wird in ferne Zukunft.

Dass das Schulleben der Vergangenheit möglichst klar dargestellt werde, liegt im Interesse einer organischen Entwicklung unserer Schule, wie im Interesse der Lehrerschaft und aller Schulfreunde. In gewissem Sinne ist schulgeschichtliche Forschung durchaus eine Standesangelegenheit. So möchten denn diese Blätter eine alte Verpflichtung aufnehmen und der Zusammenfassung und Ermutigung jener Kräfte dienen, die da und dort am Werke sind, um das Schulleben der Vergangenheit aufzuhellen und aus geschichtlicher Betrachtung neuen Mut und klaren Blick zu gewinnen.

Es gilt, die Strömungen, die aus der Vergangenheit auf uns kommen, in ihrem Wesen vollständig und klar zu erkennen, um unser Tun in der rechten Weise mit ihnen zu verbinden. Wenn wir uns daher in die

treten. Vergangenheit ist uns nicht Selbstzweck; sie darf uns nicht Last, sie muss uns Helfer werden.

An Aufgaben fehlt es nicht. Seit Otto Hunziker seine «Geschichte der schweizerischen Volksschule» veröffentlichte, sind 50 Jahre verstrichen. Damals bestand eine «Vereinigung für schulgeschichtliche Studien in der Schweiz». Sie hatte sich zur Pflicht gemacht, die Forschung zu pflegen und in einem Archiv für schweizerische Schulgeschichte alle in Betracht kommenden Dokumente zu sammeln. Die Männer, die sich damals zu gemeinsamer Arbeit zusammenfanden, sind fast alle durch den Tod abberufen worden; was sie gemeinsam unternommen hatten, ist verwaist. Die letzten Jahrzehnte waren schulgeschichtlicher Forschung nicht günstig. Heute aber gilt es, die Lücken zu füllen, damit eine Arbeit, die auch aus nationalen Interessen geleistet werden muss, die ihr gebührende Förderung erfahre. Die nächste Nummer der «Schulgeschichtlichen Blätter» soll ein Programm unserer Arbeit bringen.

H. Stettbacher.



Die Zürcher Armenschule

Ein Versuchsfeld für die Verwirklichung des Arbeitsschulgedankens, des wechselseitigen Unterrichts und des Scherrschen Erziehungsideals.

I.

Der Schulunterricht war im alten Zürich an den öffentlichen Schulen für Stadtbürger (nicht für Ansässen) unentgeltlich, doch das bedeutete nicht, dass er den Eltern gar keine wirtschaftlichen Lasten auferlegte. Lehrmittel, Schreibmaterial und die üblichen Geschenke an den Lehrer (bei den Ansässen auch das Schulgeld) verursachten Auslagen, die zu machen viele nicht in der Lage oder nicht gewillt waren, und weil der Schulbesuch nicht obligatorisch war, nützte man die Kinder, anstatt sie in die Schule zu schicken, lieber wirtschaftlich aus. Die Folge dieser Mißstände war, dass mit dem zunehmenden Anwachsen der Besitzlosen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Strassen Zürichs von verwahrlosten Kindern zu wimmeln begannen. Ihr verderblicher Einfluss auf die begütertere Schuljugend gab den ersten Anstoss zu Abwehrmassnahmen. Die «Gesellschaft zur Beförderung des Guten» (später «Gesellschaft zur Aufnahme sittlicher und häuslicher Glückseligkeit» genannt), zu deren Mitgliedern auch Heinrich Pestalozzi im Neuhof gehörte, gründete zuerst, auf Anregung des Lateinschullehrers *Hans Rudolf Maurer*, Knaben- und Töchterschulen, um die Schulkinder in ihrer freien Zeit von der Strasse fernzuhalten und sie unter Aufsicht spielen zu lassen; sodann schlug Maurer den Versuch vor, den Strassenjungen selbst Unterricht zu erteilen. Da die Gesellschaft gerade damals einem jungen Stadtbürger Arbeit und Brot verschaffen und Anlass geben wollte, sich zu einem Schulmann zu bilden, wurde im Niederdorf ein Zimmer gemietet, damit er dort unterrichten könne. Allein er täuschte die Erwartungen; ebenso ein zweiter Kandidat. Der starke Zudrang aber zeigte, dass ein brennendes Bedürfnis der unteren Volksschichten Befriedigung fand, finden musste, und dass hier eine wichtige Kulturaufgabe zu erfüllen war. Da Maurer 1792 Pfarrer in Affoltern am Albis wurde, trat an seine Stelle Chorherr Prof. Dr. *Johannes Schulthess* (1763—1836), der bekannte Mitherausgeber von Zwinglis Werken und Sohn jenes Bodmer-Schülers Hans Georg Schulthess, der den Berliner Montagklub gründete, und den Wernle als den «vollendetsten Typus des klassisch-literarischen Bildungsideals» taxierte, mit der ganzen Wärme seines begeisterungsfähigen Herzens für die Verwirklichung einer Armenschule ein, «für Kinder, deren Eltern kein Schulgeld aufzubringen vermögen, aber vor allem für solche, die wegen Leibsgebrechen oder anderer Naturfehler keine andere Schule regelmässig besuchen können, aber anderswo mit gehöriger Sorgfalt behandelt werden könnten... Die Eltern der Schüler sollten nichts anderes zu tun haben, als ihre Kinder fleissig und zu rechter Zeit mit sauberen Händen und Angesicht in die Schule zu schicken; nicht nur sind sie von allem Schullohn frei, und dürfen dem Schulmeister nichts zum Namenstag oder Gutjahr anbieten, sondern Schulbücher und Schreibmaterialien werden den Kindern unentgeltlich dargereicht».

Dr. Schulthess sammelte mit grossem Eifer einen Fonds für Zwecke einer solchen Schule und auch die Gesellschaft spendete beträchtliche Summen zur Deckung der laufenden Ausgaben. Ende 1793 gab

Schulthess das erstmal Rechenschaft über die Tätigkeit des neuen Institutes. Es wurde ein älterer, routinierter Schulmeister eingestellt (*Heinrich Zimmermann*), neben dem auch Prof. Schulthess Verstandesübungen hielt; die Kinder (Knaben und Mädchen, über 70 an der Zahl) waren in zwei Klassen eingeteilt. Die erste bestand für Anfänger, die darin Lesen, Schreiben, den Katechismus, Gebete und Lieder lernten; die zweite für solche, die «das Lesen und Schreiben bereits ergriffen haben, aber beides unterhalten und vervollkommen sollten, und überdas Unterricht im Auswendigschreiben, Rechnen und Singen, wie auch einigen Religionsunterricht empfangen, und in dieser Klasse so lange bleiben sollten, als es ihre Umstände erlaubten». In der ersten Klasse wurde täglich vier, in der zweiten täglich zwei Stunden lang Unterricht erteilt. Die Gesamtkosten betrug etwa 220 Gulden pro Jahr.

Die Examenresultate waren über Erwarten gut, nur das Betragen der Kinder ausserhalb der Schule liess noch immer viel zu wünschen übrig. Die wenigen Stunden Unterricht vermögen die Schüler nicht genug zu beschäftigen und «vor Müssiggang, und der aus demselben entstehenden Ungezogenheit und Verwilderung zu bewahren, indem der grösste Teil ihrer Eltern — berichtete Schulthess der «Gesellschaft» — durch ihren Broderwerb gezwungen ist, sie neben der Schule sich selbst zu überlassen, oder sonst unfähig ist, ihnen Anleitung zu einer angemessenen Beschäftigung zu geben.» Besonders schlimm lagen die Dinge bei den 9—16jährigen Kindern der II. Klasse, die täglich nur zwei Stunden in der Schule zubringen konnten. Um diesem Uebel abzuweichen, schuf Prof. Schulthess mit Hilfe seiner Frau, geb. Rahn, für die Mädchen der zweiten Klasse eine *Arbeitsschule*, wo sie in den von der Lehrschule übrig bleibenden Stunden unter einer eigenen, ebenfalls unentgeltlich unterrichtenden Lehrerin *Lisem* (Stricken) und Nähen lernen und sich darin weiter üben konnten. Werkzeuge, Geräte, Nähfaden usw. lieferte ohne Entgelt die Schule, die für die Geübteren auch Arbeit vermittelte und ihren Verdienst zusammensparte, um ihnen grössere Kleidungsstücke anzuschaffen, wenn die Eltern nicht dringendere Bedürfnisse darzutun in der Lage waren. In der Schule waren ständig durchschnittlich 25 Mädchen bei der Arbeit. Für Knaben fand sich vorläufig keine ähnliche Lösung.

Die Arbeitsschule, die von Privatseite kräftig unterstützt wurde, verkörperte für Zürich eine pädagogische Revolution. Das Wort «schola» bedeutet eigentlich Ruhe, Ruhe vor öffentlichen Beschäftigungen, Musse, die man auf gelehrte Arbeiten verwendet. Es heisst daher auch der Ort, wo Lehrer und Schüler zusammenkommen, um in der Musse gelehrte Gegenstände zu besprechen, darin zu unterrichten und unterrichtet zu werden, schola, Schule. Sie war bis tief in das 18. Jahrhundert hinein gelehrte Schule und es war für sie eine umwälzende Sinnwandlung, als man daran ging, in ihr nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch Handfertigkeit zu vermitteln. Das aber tat die Zürcher Arbeitsschule des Prof. Schulthess, die 1794, nachdem sie sich überaus gut bewährt hatte, mit der Lehrschule vereinigt und einer gemeinsamen Aufsichtskommission unterstellt wurde. «Die Verbindung dieser zwei Schulen tat die erwünschte Wirkung» — berichtete freudig Prof. Schulthess — «indem die Mädchen augenscheinlich sitzamer, reinlicher, manierlicher wurden, und auch in der Lehr-

schule mehr Fleiss und Aufmerksamkeit zeigten... Je mehr Arbeit zusammenkam, desto grösser wurde die Emsigkeit; und je feiner sie war, desto mehr boten sie ihre Achtsamkeit und Genauigkeit auf... Die Arbeitsschule hatte auch den Vorteil, dass Kinder und Eltern mehr Lust und Interesse zeigten, als bei der Lehrschule, weil die Handarbeiten sinnlicher sind als Lesen und Schreiben, und weil die Töchter schon während der Lehrzeit manchen schönen Schilling verdienten und nach Hause brachten.» Dazu kam noch, dass die Arbeitsschule in Jungfer *Anna Margaretha Wirz* eine sehr begabte Lehrerin fand, die ihre Zöglinge rasch vorwärts brachte. So gedieh nun die «Zürcherische Lehr- und Arbeitsschule für die dürftige Stadtjugend» zusehends, bis die Revolution (1798) auch sie zurückwarf. Die «Gesellschaft zur Aufnahme sittlicher und häuslicher Glückseligkeit» löste sich auf, und damit fiel auch die Subventionierung der Schule dahin. Die Fonds aber reichten nicht aus, um ihre Existenz dauernd zu sichern. Dazu kamen noch andere Schwierigkeiten; vor allem das Nachlassen des Arbeitseifers bei den Schülern. «Weil der Unterricht unentgeltlich» — klagte Schulthess 1800 — «so ist den Eltern wenig daran gelegen, dass ihre Kinder in der möglichst kürzesten Zeit ausgeschulet werden. Jeder Schilling, den ihnen die Kinder etwas ersparen oder gewinnen können, aber im Winter auch Kleidermangel, öftere durch Unreinlichkeit entstehende Hautkrankheiten, verursachen häufige Abwesenheit und in den unruhigen und bedrängten Zeiten der letzten Jahre war solchen Unordnungen schwerer zu steuern als jemals; im Winter war besonders das Holzsuchen ein nachteiliger Umstand.» Nichtsdestoweniger gaben sich Prof. Schulthess und seine zweite Frau (geb. Hafner, lange Zeit erste Lehrerin an der Zürcher Töchterschule) alle Mühe, die Schule zu erhalten und sie über die böse Zeit hinüberzuretten. Im Frühjahr 1800 war die Lage ganz trostlos. Resigniert schrieb Schulthess: «Die Schule wird, wie so mancher andere Segen unserer Vaterstadt, in dem «Neue Ordnung» heissenden Chaos verschwinden, wenn nicht schon vorher ein Räuber sich seiner Habe bemächtigen, ein Gewalthaber ihm eine fremdartige Bestimmung aufdringen wird». Um dieser Gefahr zu entgehen, lenkte Schulthess die Aufmerksamkeit der 1799 gegründeten Hilfsgesellschaft auf die Schule, und tatsächlich gelang es ihm, Dr. *Hs. Caspar Hirzel*, den Präsidenten der genannten Gesellschaft, für die Ziele der Schule derart zu gewinnen, dass die Hilfsgesellschaft sie am 11. September 1800 feierlich in ihre Obhut nahm, «weil die Kinder sonst dem Bettel zugefallen wären» — wie Hirzel bei der Uebernahme betonte — «und einen Menschen dem Bettel entzogen zu haben, ist mehr wert, als wenn man zehen Bettler durch Unterstützung in ihrer liederlichen Lebensart unterhält». Damit schien ihr Fortbestand gesichert. Eine um so erfreulichere Aussicht, als die Schülerzahl beständig zunahm und mehrere Schülerinnen schon in Privatlehranstalten untergebracht werden mussten. Doch gerade dieser Zudrang zwang die Hilfsgesellschaft eine einschneidende Massnahme zu treffen. Die ungenügenden Mittel reichten zur Bestreitung der Auslagen für beide Schulen nicht mehr aus; so wurde daher die Lehrschule 1804 aufgehoben und nur die Arbeitsschule aufrecht erhalten.

Der Verlust der Lehrschule wurde in weiten Kreisen schmerzlich empfunden und man eilte, durch be-

trächtliche Legate die zur Fortführung nötigen Mittel bereitzustellen. Im Jahre 1806 konnte die Lehrschule wieder eröffnet werden. Diesmal trat sogar der Zürcher Stadtrat, der sonst für die Armenschule nicht viel übrig hatte, für die Wiedererrichtung ein. Er war nämlich mit den neuen Primarschulen auf grosse Widerstände gestossen, und nun fand man: «Eine eigene Armenschule wäre geeignet, den Eltern von dem Mittelstande und von den höheren Klassen eine nicht unerhebliche Abneigung gegen die Primarschulen zu benehmen, indem sie das lumpichte, unreinliche Wesen, und manchmal auch die Ungezogenheit solcher Schüler, die bei der allzugrossen Dürftigkeit und Liederlichkeit ihrer Eltern vernachlässigt werden, von dem Gebrauch der öffentlichen Schulen für ihre Kinder abschreckt... Aber auch sonst sei es für einen Ort wie Zürich ungeziemend, immer eine Zahl von Kindern, die nun einmal in unseren Mauern sind und bleiben, in den nötigsten Elementen der Kultur und in den wesentlichsten Grundlagen ihrer künftigen Wohlfahrt unberaten zu wissen.» Der Stadtrat fand auch, dass «für diese Klasse eine andere Richtung und ein anderes Mass von Kenntnissen und Fertigkeiten, eine andere Behandlungsart und vornehmlich eine viel frühere Gewöhnung und Uebung in Handarbeiten erforderlich wäre, mithin auch eine andere und eigens eingerichtete Schule», für welche er von der Hilfsgesellschaft Vorschläge erbat. Schulthess und Hirzel arbeiteten nun eine neue Schulordnung aus. Der Unterricht in der Lehrschule sollte nicht mehr ganz unentgeltlich sein, sondern $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{2}$ Gulden kosten (nur ganz Elende sollten davon befreit werden), dagegen sollten die Lehrmittel usw. gratis abgegeben werden. *Alle* Schüler sollte man von nun an zur Arbeit anhalten, und zwar fand man im *Strohflechten* das hiezu geeigneteste und billigste Mittel. «Während die eine Klasse im Lesen, Schreiben und Rechnen geübt wird, wird die andere Klasse im gleichen Zimmer diese Beschäftigung haben.» — Es wurde nun eine Frau, die durch den Verlust eines Beines zu anderen Diensten untüchtig geworden, im Strohflechten abgerichtet, und diese zog in Zimmermanns Schulsaal, in welchem der Unterricht mit 69 Schülern begonnen wurde.

Die Zusammensetzung derselben war nicht sehr erfreulich. «Eine so elende Klasse von Menschen, gleichsam den Auswurf des Landes, hat unsere Vaterstadt vorher niemals in ihren Mauern gesehen», beklagte der Schulbericht.

Dem interessanten Versuche, der gute Resultate zeitigte, bereitete der tödtliche Unfall der Handfertigkeitsschule 1808 ein jähes Ende. Das Strohflechten wurde eingestellt, und an seine Stelle trat das viel geräuschlosere, aber von den Knaben nicht sehr hoch geschätzte «Lismen» als allgemeine Arbeitsübung. Wie am Strohflechten, so wurde nun auch am Stricken herumgörgelt, bis Hirzel erklärte: «Es sei nicht darum zu tun, diese jungen Kinder schon ihre künftige Berufsarbeit oder ein bestimmtes Handwerk zu lehren, sondern ihnen eine ordentliche Beschäftigung zur Gewohnheit, und so Fleiss und Arbeitsamkeit praktisch eigen zu machen, da, wenn sie sonst, bis der Körper erstarrt ist und bis zum Jünglingsalter weitaus die meisten Tagesstunden in Müssiggang hinbrächten, dabei viel Böses lernen und manches Aergernis geben würden». Und man fand sich damit ab. An die Spitze der neuen Schule wurde eine junge Kraft, Zimmermanns Gehilfe, *Jakob Meisterhans*, ge-

stellt, an dessen Namen sich die bedeutendsten Leistungen der Zürcher Armenschule knüpfen. Ihm wurde als Arbeitslehrerin Jungfer Hagenbuch zuge- teilt. Als neues Schullokal wies nun der Stadtrat auf «Gerwe» ein Zimmer zu, dessen Beheizung von der Stadt bestritten wurde. Die Schule blieb nicht lange hier. 1807 wurde für ihre Zwecke der untere Boden des sogenannten venetianischen Zeughauses in Gassen eingerichtet und für 70 Schüler im gleichen Raum Platz geschaffen.

Neben der Lehrschule bestand weiter die Arbeits- schule, deren Leitung nunmehr einer Jungfer *Fehr*, die später die Krone der Zürcher Lehrerinnen hiess, anvertraut wurde. Auch sie erhielt im Kappelerhof ein neues Schullokal. Doch weder Meisterhans noch Jungfer Fehr waren von den zugewiesenen dunklen und dumpfen Räumen entzückt, und ihren Reklama- tionen Gehör schenkend, verzichtete die Hilfs- gesellschaft auf diese Gaben der Stadt und ver- pflanzte ihre Schulen in die Froschau, wo auch das Blindeninstitut untergebracht war. Dort richtete nun Meisterhans auch eine Repetierschule ein (an zwei Nachmittagen der Woche je zwei Stunden), um das in der Lehrschule Gelernte nicht untergehen zu lassen. Um für Nachwuchs zu sorgen, liess er aber von der Aufsichtskommission «zween der fähigsten und geschicktesten Schüler, die sich gern dem Lehr- beruf widmen möchten», die Bewilligung erteilen, unter seiner Aufsicht die jüngsten Schulkinder «im Buchstabieren, in den Anfangsgründen des Schrei- bens und Rechnens zu unterrichten und sich so all- mählig für ihre künftige Bestimmung zu bilden». — Als Lehrmittel dienten: die Buchstabenstäbe, das Pestalozzische Namenbüchlein, das Wasserbüchlein, Lavaters «Christliches Handbüchlein», die «Sitten- lehrenden Erzählungen für die Landschulen, 1777» und endlich das «Neue Zürcher Gesangbuch».

II.

Das rasche Anwachsen der Schülerzahl (1814 be- trug sie bereits 150), mit welcher die Vermehrung der Lehrkräfte keineswegs Schritt hielt, führte auch in der Zürcher Armenschule zu methodologischen Versuchen und Notbehelfen, die weitherum mit Inter- esse verfolgt, vielfach auch nachgeahmt wurden und die der Schule eine hohe schulgeschichtliche Bedeu- tung verschafften.

Im Jahre 1814 meldete bereits der Jahresbericht der Schule, die neue Arbeitslehrerin, Frl. *Meister- hans*, die Tochter des Hauptlehrers, bediene sich «bei der grossen Menge von Kindern, denen sie nicht allen auf einmal ihre Aufmerksamkeit schenken könnte, der abwechselnden Hülfe älterer, bereits fortgeschrit- tener Schüler, um den Kleineren die Handgriffe im Lismen zu zeigen». D. h. sie führte eine Lehrmethode ein, die damals anfang, viel von sich reden zu machen: *den wechselseitigen Unterricht*, mit welchem die junge Arbeitslehrerin verblüffende Resultate erzielte. Der Erfolg bewog den Schulvorstand, der Bell-Lan- casterschen bzw. Girardschen Methode — um die handelte es sich — seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken und ihre Anwendbarkeit in der Lehrschule zu prüfen bzw. zu erwägen.

Wie im alten Griechenland und Rom, aber auch an den mittelalterlichen Schulen Europas finanzielle Er- wägungen vielfach zu einem Anlocken der Schüler führten, die dann meistens nicht von dem gesuchten Meister, sondern von einigen befähigten Anhängern

unterrichtet wurden, so scheint dieser Brauch auch in Indien durch alle Zeiten üblich gewesen zu sein. Von dort wurde er Ende des 18. Jahrhunderts nach Europa verpflanzt. — Ein schottischer Theologe, *Andrew Bell* (1753—1832) wurde 1789 Leiter des bei Madras gegründeten Asyls für Soldatenknaben und hatte dort, ohne entsprechende Hilfskräfte, 200 Schü- ler zu unterrichten. Um dieser Aufgabe entsprechen zu können, ahmte er das indische System nach, indem er sich zuerst eine Reihe von *Monitoren* ausbildete und mit ihnen zusammen dann alle anderen schulte. Seinem Beispiele folgend, führte *John Lancaster* (1778—1838) in einer Londoner Vorstadt (Southwark) 1798 das Monitorensystem gleichfalls ein, das dort weltberühmt wurde. Lancaster erhielt grosse Mittel und errichtete mit ihnen eine Schule für 1000 Knaben und 200 Mädchen, die Jahre hindurch das Ziel päd- agogischer Pilgerfahrten wurde.

Die Methode verbreitete sich rasch über die ganze Welt. Besondere Förderung erfuhr sie in Dänemark (Eckernförder Schuleinrichtung), aber auch in Frank- reich, wo ihr *Charles-Philibert de Lasteyrie du Sail- lants* 1815 erschienenes Werk «Nouveau système d'é- ducation pour les écoles primaires, adopté dans les quatre parties du monde», ferner die Schriften des deutschen Pädagogen *Josef Hamel*, die Wege ebneten. Sie ist in Frankreich noch bis 1890 praktisch ange- wendet worden, während sie anderweitig schon viel früher, als kümmerlicher Notbehelf, beiseite ge- schoben wurde.

In der Schweiz, wo übrigens diese Methode schon durch Heinrich Pestalozzi im Stanser Waisenhaus an- gewendet wurde (vgl. «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt», 1801, p. 17: «Kinder lehrten Kinder. Sie versuchten, ins Werk zu setzen, was ich sagte, dass sie tun soll- ten... Hiezu führte mich die Not. Da ich keine Mit- lehrer hatte, setzte ich das fähigere Kind zwischen zwei unfähigere; es umschlang sie mit beiden Hän- den, sagte ihnen vor, was es konnte und sie lernten ihm nachsprechen, was sie nicht konnten...»), stürzte sich zuerst *P. Gregor Girard* in Freiburg auf die neue «Erfindung». Sie versprach ihm einen Weg, die 300 Kinder, die ihm anvertraut waren, auch ohne Lehrer- vermehrung gut zu unterrichten. Und das Resultat war, dass er noch weitere 300 Kinder in seine Schule aufnehmen konnte. — Girard war mit Dr. Hirzel, dem Präsidenten der Hilfsgesellschaft in Zürich, befreundet, und er unterliess es nicht, die Aufmerksamkeit der Zürcher auf die neue Lehrmethode zu lenken. — Es war nun vor allem der Quästor der Armenschule, *August Heinrich Wirz*, Pfarrer an der französischen Kirche (1787—1834) (Enkel des Obmanns Joh. Heinr. Füssli, intimster Freund von Joh. Kaspar von Orelli, mit dem er nach Yverdon reiste, um dort Pestalozzis Lehrmethode kennen zu lernen; Gründer der tech- nischen Gesellschaft), der sich in die Probleme der neuen Methode vertiefte und die Hilfsgesellschaft be- wog, den Lehrer Meisterhans zu P. Girard nach Frei- burg zu senden, damit er sich dort alle Feinheiten des Verfahrens aneigne. — Meisterhans hielt sich 1819 längere Zeit in Freiburg auf, und als er heimkehrte, meinte Girard: «Ich bin überzeugt, dass sich Euer Meisterhans der Methode bald und gründlich *bemei- stern* wird.» Dies geschah auch. Der Lehrer führte die Methode äusserst rasch ein, während Pfarrer Wirz dieselbe im Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft für das Jahr 1820 ausführlich beschrieb. Um sie folge- richtig durchführen zu können, wurde die Schule in

den *Brunnenturm*, den die Hilfsgesellschaft kurz vorher für Zwecke der Taubstumm- und Blindenanstalt erworben hatte, verlegt, wo ihr ein grosser Raum zur Verfügung gestellt wurde. Der Vorstand war von den Erfolgen der neuen Methode äusserst befriedigt. Er berichtete 1821: «Die Kinder schreiten nach dieser Methode in den Elementarkenntnissen *viel schneller* fort und auch *ebensogut* als nach der sonstigen Unterrichtsweise, wenn nämlich die Monitoren und Monitorinnen gut sind und der Lehrer die durch den wechselseitigen Unterricht nicht verminderte, sondern vermehrte Wichtigkeit seines Berufes einsieht und sein Geschäft mit Ruhe, Liebe und Aufmerksamkeit vollbringt...» Und 1822 betonte er: man wende die Methode weiter konsequent an, weil «sie sich bei allen ihren etwanigen Mängeln als *die beste* erprobt hat... Wir stehen noch immer in der Ueberzeugung, dass einer solchen Masse von Schülern im engen Raum durch keine uns bekannte Lehrart die Elementarkenntnisse schneller, leichter und gründlicher beizubringen seien.» — In diesem Jahre wurde eine Knabenrepetierschule, d. h. eigentlich eine Monitoren-schule eingerichtet, die Meisterhans' Arbeit wesentlich erleichterte. — Von 1826 an wurden Schulmänner der Landschaft in die Methode eingeweiht und jährlich etwa 20 ausgebildet. — In diesem Jahre richtete Meisterhans auch eine Abendschule für Handwerkslehrlinge ein.

Freudig berichtete der Schulvorstand, die neue Lehrart habe sich in Zürich auch in *sittlicher* Hinsicht bewährt: «Sie macht es nämlich dem Lehrer möglich, eine genaue Sittenaufsicht zu halten. So lang er allein stand, war hieran nicht zu denken; er konnte es höchstens obenhin nehmen. Das Innere seiner hundert Schüler, ihre tieferen Unarten und Gewohnheiten, das Ungeziemende in Rede und Tat ausser- und innerhalb der Schule blieb ihm meist verborgen. Jetzt ist es anders... Hiemit soll nicht gesagt sein, dass die Methode allem Argen abhelfe... So durchgreifend ist der Gewinn nicht; aber auch ein kleiner Gewinn ist in solchen Verhältnissen grosse Wohltat, und diese wird durch die Aufsicht der Monitoren bewirkt.»

Die raschen Fortschritte der neuen Lehrmethode erlitten 1829 einen jähen Abbruch. Am 1. Februar starb Meisterhans, und in seine Schule, die nunmehr 300 Schüler zählte, zog ein neuer Geist. Sein Nachfolger, *Johannes Paur* aus Stallikon, war ein Schüler Scherr's, der auch im Brunnenturm tätig war, und dieser hatte für den «hauptsächlich auf Nachahmung beruhenden wechselseitigen Unterricht» nicht viel übrig. — Die Zürcher Armenschule betrat eine neue Etappe ihrer Entwicklung. Der wechselseitige Unterricht kam in ihr aus der Uebung, doch erhielt er und die Schule durch *Gottfried Keller* ein Denkmal, das unvergänglich bleibt. Im ersten Band (Kapitel 7) des «Grünen Heinrich» (erste Fassung) ist nämlich zu lesen: «Ich... befand mich wohl in der Schule, da das erste Lernen rasch aufeinander folgte und täglich fortschritt. Auch die Einrichtung der Schule hatte viel Kurzweiliges; ich ging gern und eifrig hinein... Es war keine öffentliche Anstalt, sondern das Werk eines gemeinnützigen Vereins und dazu bestimmt, bei dem damaligen Mangel guter unterer Volksschulen den Kindern dürftiger Leute eine bessere Erziehung zu verschaffen und sie hiess daher Armenschule. Die Pestalozzi-Lancastersche Unterrichtsweise wurde angewendet, und zwar mit einem Eifer und einer Hingebung, welche gewöhnlich nur Eigenschaften von

leidenschaftlichen Privatschulmännern zu sein pflegen... In einem grossen Saale wurden etwa hundert Kinder unterrichtet, zur Hälfte Knaben, zur Hälfte Mädchen... Sechs lange Schulbänke standen in der Mitte, von dem einen Geschlechte besetzt; jede bildete eine Altersklasse und davor stand ein vorgeschrittener Schüler und unterrichtete die ganze Bank, welche ihm anvertraut war, indessen das andere Geschlecht in Halbkreisen um sechs Pulte herum stand, die längs den Wänden angebracht waren. Inmitten jedes Kreises sass auf einem Stühlchen ebenfalls ein unterrichtender Schüler oder eine Schülerin. Der Hauptlehrer thronte auf einem erhöhten Katheder und übersah das Ganze; zwei Gehilfen standen ihm bei, machten die Runde durch den ziemlich düsteren Saal, hier und dort einschreitend, nachhelfend und die gelehrtesten Dinge selbst beibringend. Jede halbe Stunde wurde mit dem Gegenstande gewechselt; der Oberlehrer gab ein Zeichen mit einer Klingel und nun wurde ein treffliches Manöver ausgeführt, mittels dessen die hundert Kinder in vorgeschriebener Bewegung und Haltung, immer nach der Klingel, aufstanden, sich kehrten, schwenkten und durch einen wohl berechneten Marsch in einer Minute die Stellung wechselten, so dass die früher fünfzig Sitzenden nun zu stehen kamen und umgekehrt. Es war immer eine unendlich glückliche Minute, wenn wir, die Hände reglementarisch auf dem Rücken verschränkt, bei den Mädchen vorbeimarschierten und unsern soldatischen Schritt gegen ihr Gänsegetrippel hervorzuheben suchten. Ich weiss nicht, war es eine artige herkömmliche Nachlässigkeit oder gar eine Absicht, dass es erlaubt war, Blumen mitzubringen und während des Unterrichts in den Händen zu halten, wenigstens habe ich diese hübsche Lizenz in keiner andern Schule mehr gefunden; aber es war immer gut anzusehen während des lustigen Marsches, wie fast jedes Mädchen eine Rose oder eine Nelke in den Fingern auf dem Rücken hielt, während die Buben die Blumen im Munde trugen wie Tabakspfeifen oder dieselben burschikos hinter die Ohren steckten. Es waren alles Kinder von Holzhackern, Tagelöhnern, armen Schneidern, Schustern und von almosengenössigen Leuten. Habliche Handwerker durften ihres Ranges und Kredites wegen die Schule nicht benutzen. Daher war ich der best und reinlichst gekleidete unter den Buben und galt für halb vornehm, obgleich ich bald sehr vertraulich war mit den buntscheckig geflickten armen Teufeln, ihren Sitten und Gewohnheiten, insofern sie mir nicht allzu fremd und unfreundlich waren. Denn obgleich die Kinder der Armen nicht schlimmer und etwa boshafter sind als die der Reichen oder sonst Geborgenen, im Gegenteil eher unschuldiger und gutmütiger, so haben sie doch manchmal äusserliche grinsende Derbheiten in ihren Gebärden, welche mich bei einigen Mitschülern abstiessen.»

«... Wirklich machte mir das Lernen weder Mühe noch Kummer, und ich war, ohne zu wissen wie, zu der Würde herangediehen, die kleineren Genossen unterrichten zu dürfen. Dieses geriet mir zu einer Lust, vorzüglich weil ich, ausgerüstet mit der Macht, zu lohnen und zu strafen, kleine Schicksale kombinieren, Lächeln und Tränen, Freund- und Feindschaft hervorzaubern konnte. Sogar die Frauenliebe spielte ihre ersten schwachen Morgenwölkchen dazwischen. Wenn ich in einem Halbkreise von neun bis zehn kleinen Mädchen sass, so war der erste ehrenvollste Platz bald zunächst meiner Seite, bald war es der letzte, je

nach der Gegend in dem grossen Saal. So geschah es, dass ich die Mädchen, welche ich gern sah, entweder fortwährend oben hielt in der Region des Ruhmes und der Tugend, oder aber sie stets niederdrückte in die dunkle Sphäre der Sünde und der Vergessenheit, in beiden Fällen immer zunächst meinem tyrannischen Herzen. Dieses aber ward selbst reichlich mitbewegt, wenn ich oft von der ohne Verdienst erhobenen Schönen kein Lächeln des Dankes erhielt, wenn sie die unverdiente Ehre hinnahm, als ob sie ihr gebührte und es mir durch mutwillige, rücksichtslose Streiche unendlich erschwerte, sie auf der glatten Höhe zu halten ohne auffallende Ungerechtigkeit. Wenn ich hingegen eine andere Geliebte, jede kleine Unaufmerksamkeit benutzend, nach und nach heruntergebracht hatte bis auf den letzten ruhmlosen Platz an meiner Seite, nicht achtend auf ihre kummervollen Tränen, oder vielmehr angenehm durchschauert durch dieselben, so suchte ich das Leid dann durch verdoppelte Freundlichkeit aufzuhellen, bis mich die hartnäckige Trauer, welche nichts von meinen wahren Gefühlen ahnen wollte, langweilte und ich die spröde Unglückliche jählings wieder hinaufjagte in die heitere kühle Höhe, wo sie wieder fröhlich wurde, während ich eine kleine, unverbesserliche Sünderin ohne Mühe an den ihr gebührenden Schandenplatz herniederdonnerte, wo dieselbe gar wohl gedieh, meinem Zorne lächelte und sich im Geheimen alle möglichen Neckereien gegen mich erlaubte, die ich halb murrend, halb verliedt erduldetete.»

«Nur zwei Dinge waren mir in dieser Schule quälend und unheimlich und sind eine unliebliche Erinnerung geblieben. Das Eine war die düstere kriminalistische Weise, in welcher die Schuljustiz gehandhabt wurde. Es lag dies teils noch im Geiste der alten Zeit, an deren Grenze wir standen, teils in einer Privatliebhaberei der Personen, und harmonierte übel mit dem übrigen guten Ton. Es wurden ausgesuchte peinliche und infamierende Strafen angewendet auf dies zarte Lebensalter und es verging fast kein Monat ohne eine feierliche Execution an irgendeinem armen Sünder. Zwar wurden meistens wirkliche frühzeitige Schlingel betroffen, war aber immerhin verkehrt, indem es die Kinder zu einem frühen geläufigen Verdammen und Pharisäertum hinführte; so schon ist es eine seltsame Erscheinung, dass die Kinder, selbst wenn sie das Bewusstsein des gleichen Fehlers in sich haben, aber verschont geblieben sind, ein bestraftes und bezeichnetes verachten, verfolgen und verhöhnen, bis die letzten Wirkungen verklungen oder die Verfolger selbst in das Netz gefallen sind. — So lange das goldene Zeitalter nicht gekommen, müssen kleine Buben geprügelt werden; ich fühle die doppelte Wohlthat noch jetzt nach, wie mich ein tüchtiger Prügelerschauer wie ein Gewitter von einer drückenden Schwüle befreite und einem frischen Wohlverhalten wieder Raum verschaffte, da ich zu Hause nie gezüchtigt wurde. Allein einen widerlichen Eindruck machte es, wenn ein böser Junge, nach gehaltener Standrede, in ein abgelegenes Zimmer geführt, dort ausgezogen, auf eine Bank gelegt und abgehauen wurde, oder als einmal ein ziemlich grosses Mädchen mit einer umgehängten Tafel auf einem Schrank stehen musste, einen ganzen Tag lang. Ich hatte grosses Mitleid mit ihr, obgleich sie etwas Grosses begangen haben musste. Vielleicht war sie auch unschuldig verurteilt...!»

«Die andere peinliche Erinnerung an jene Schulzeit sind mir der Katechismus und die Stunden, wäh-

rend deren wir uns damit beschäftigen mussten. Ein kleines Buch voll hölzerner, blutloser Fragen und Antworten, losgerissen aus dem Leben der biblischen Schriften, nur geeignet, den dürren Verstand bejahrter und verstockter Menschen zu beschäftigen, musste während der so unendlich scheinenden Jugendjahre in ewigem Wiederkäuen auswendig gelernt und in verständnislosem Dialoge hergesagt werden... Beklemmende Angst, keines der dunklen Worte zu vergessen, war die Anfeuerung zu diesem religiösen Leben... So fühlte man nicht den Geist wehen einer sanften menschlichen Entwicklung, sondern den schwülen Hauch eines rohen und starren Barbarentums, wo es einzig darauf ankommt, den jungen, zarten Nachwuchs auf der Schnellbleiche so früh als möglich für den ganzen Umfang des bestehenden Lebens und Denkens fertig und verantwortlich zu machen... So wurde ich gewaltsam auf meinen Privatverkehr mit Gott zurückgedrängt... Einzig das Vaterunser wurde morgens und abends regelmässig, aber lautlos, gebetet.»

III.

Um die Aufgabe der Armenschule zu erleichtern und schon das Kleinkind, das bisher «mit unbeschränkter Willensfreiheit aus seiner häuslichen Kinderwelt in die ernste Schule trat», an Gehorsam und stille Aufmerksamkeit zu gewöhnen, errichtete die Hilfsgesellschaft mit Hilfe der «Gemeinnützigen Gesellschaft» 1830 die erste Kleinkinderschule der Stadt Zürich. «Schwer war die Aufgabe» — berichtete später der Vorstand — «den Kindern die mütterliche Freundin aufzufinden, die mit einem Herzen voll Liebe und Sanftmut sich ihnen hingeben, zugleich aber auch mit der erforderlichen Seelenkunde das sich allmählig entwickelnde geistige Leben beobachten und leiten würde; wir fanden sie in der Person der Jgfr. *Elise Isler* von Hirslanden, welche sich durch einen dreijährigen Aufenthalt in Yverdon noch unter den Augen Pestalozzis, speziell zur Kleinkinder-Erzieherin ausbildete, nachher drei Jahre zu St-Aubin in einem Töchterinstitut angestellt war.» — Unter Leitung dieser Lehrkraft, die sich tatsächlich glänzend bewährte und die dem Kleinkinderunterricht in der Ostschweiz einen unerwarteten Auftrieb verlieh, wurde die Schule am Lindenhof (im Hause der Bogenschützen) eröffnet, der in kurzer Zeit zwei weitere folgten.

Die Lehrschule selbst, dieses «anschaulichste Bild einer wahren Volksschule», wurde entsprechend der Scherrschen Methode, die «sich in dieser Schule zuerst bewährte», in vier Elementar- und zwei Realklassen eingeteilt, um eine «stufenweise, methodisch geordnete Fortschreitung vom sechsten bis zum zwölften Jahre zu sichern». Für diesen Fortschritt sorgte Lehrer Paur ganz allein.

Paur leitete auch die Repetierschule und die Abendschule der Lehrlinge. — Die Arbeitsschule wurde weiterhin unverändert fortgeführt und von 70 bis 80 Mädchen besucht. — Die Schullokale, die bis anhin verstreut waren, wurden 1839, als die Blindenanstalt in die Kronenporte übersiedelte, durchwegs in den *Brunnenturm* verlegt, der von nun an die Zürcher Armenschule bedeutete. — Hier wuchs nun die Anstalt, deren Leitung 1840 an Stelle von Paur, der in städtischen Dienst trat, *Josef Winkler* (aus Schlesien), ein Zögling der Zellerschen Anstalt zu Beuggen bei Basel, übernahm, weiter, und er erhielt aus der Lehranstalt Stern in Karlsruhe und aus dem Seminar in

Schiers eine Reihe tüchtiger Lehrkräfte, die aus der «Armenschule» die beste Schule Zürichs machten. Immer häufiger wurden «die Anfragen aus bemittelten Ständen zur Aufnahme von Kindern gegen reichliche Entschädigung, doch der Vorstand glaubte, der Bestimmung der Schule für die *ärmere* Volksklasse Rechnung tragen zu müssen» und lehnte diese Gesuche ausnahmslos ab. Tempora mutantur.

Die Blüte der Schule bedeutete nicht auch die Ordnung ihrer Finanzen. Die Hilfsgesellschaft brachte die stets zunehmenden Kosten nur mit Mühe auf, und so war sie froh, als die Stadt 1855 ihr diese Last abnahm, indem sie — gegen Abtretung des Brunnenturms und der Schulfonds — alle Schulen, mit Ausnahme der Kleinkinderschulen und der Arbeitsschule für nicht mehr schulpflichtige Mädchen, die weiter von der Hilfsgesellschaft betreut wurden, in städtischen Betrieb nahm. Damit hörte die Zürcher Armenschule, dieses interessante pädagogische Versuchsfeld der Limmatstadt, auf zu existieren. Dr. Leo Weiß.

Quellen und Literatur: Protokolle und Akten der «Gesellschaft zur Aufnahme sittlicher und häuslicher Glückseligkeit» in der Zentralbibliothek Zürich (Mss. P 6429, V 409, Z III 100 bis 111, 603—609 und F. A. v. Wyss, VI, 141); Rechenschaftsberichte der Armenschule, 1793—1855; J. Hamel, vgl. oben; Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft für das Jahr 1820; G. Girard: Der moralische Wert des wohlgerichteten wechselseitigen Unterrichts (Verh. der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft, 1825); H. Zschokke: Die Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts (Ges. Schriften, 30. Teil, 1854); M. Popova: Die Bewegung für Einführung des wechselseitigen Unterrichts etc., Zürcher Diss., 1903; A. Daguet: Le père Girard et son temps, 1896; E. Lüthi: Pater Girard, Berner Schulblatt 1871, Nr. 23 ff.; M. Hartmann: Die Volksschule im Kanton Zürich etc., 1917, S. 69 ff.; R. Hofer: Die Entstehung und Entwicklung der Arbeitsschulen in der Schweiz, 1928.

Zum Bild auf der Titelseite

«Das Bild stammt aus Jos. Hamels Schrift «Ueber den gegenseitigen Unterricht in den Schulen zu London und Paris» (Paris 1818) und stellt eine Schule für 64 bis 70 Kinder dar, die in acht Klassen geteilt sind. Die erste oder jüngste derselben nimmt die vorderste Bank ein, nahe beim Sitze des Lehrers; die dritte, fünfte und siebente befindet sich ebenfalls an den Tischen; die anderen vier sind an die Halbkreise gezogen; hinten im Zimmer ist die zweite, an der längeren Wand die vierte und die sechste, zu beiden Seiten des Lehrerpultes steht die achte, in zwei Kreise geteilt. Es wechseln also die Klassen mit geraden Nummern mit denen der ungeraden Nummern, weil dadurch mehr Platz für die Lehrschüler bei den Tischen entsteht. — An den Tischen wird *auswendig geschrieben*, an den Kreisen *gerechnet*. Die erste Klasse schreibt einzelne Buchstaben und ganz kleine Silben; die dritte leichtere Wörter, die fünfte schwerere Wörter, die siebente eine orthographische Uebung. Ein Monitor ist mit Korrigieren beschäftigt, indem die Knaben ihm die Tafeln entgegen kehren. An den Kreisen übt sich die zweite an der Einheitstafel; die vierte mit den beweglichen Ziffern, sie schreibt die Art, wie das aufgestellte Exempel berechnet wird, in Worten auf die Tafeln, um sie sich sicherer einzuprägen, die sechste treibt Kopfrechnungen, die achte Exempel in benannten Zahlen. Um dem Monitor der sechsten Klasse über etwas eine Erläuterung zu geben, hat der Lehrer die achte Klasse, mit der er lehrte, soeben unter zwei Schülern aus der Klasse selbst geteilt, und diese fahren unterdessen fort. Die Monitoren-Tischchen in den Kreisen hat man weggelassen.

Die sechs Bänke und Tische *unserer* Schule stehen auf gleiche Art, wie diese acht. Die jüngste oder erste Klasse sitzt aber bei uns auf der hintersten Bank; die Wand, an welcher auf dem Kupfer die vierte und sechste Klasse stehen, ist die rechte Seite des Zimmers; auf dieser Seite ziehen die Kinder aus den Bänken, auf der linken oder unteren wieder hinein. Die beiden kleinen Risse zeigen dieses genau.»

Aus dem Neujahrsblatt der Zürcher Hilfsgesellschaft auf das Jahr 1820.

Die Schulgesetzgebung im Kanton Bern

Unter den 25 Kantonen und Halbkantonen der Schweiz nimmt der Kanton Bern infolge seiner Grösse und geographischen Lage, wegen seiner historischen Entstehung und eigenartigen Zusammensetzung seiner Bevölkerung eine *besondere Stellung* ein. Bekanntlich ist Bern mit seinen rund 675 000 Einwohnern der volksreichste Kanton, und an Territorium wird es nur von Graubünden übertroffen. Eingebettet zwischen dem romanischen Westen und dem alemannischen Osten, berühren sich auf seinem Boden zwei Kulturkreise. Dazu kommt, um die Verhältnisse vom schulpolitischen Standpunkt aus ungewöhnlich interessant zu machen, die Mischung der Konfessionen sowie einer industriell und landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung. Nach der letzten Statistik lebten rund 200 000 Personen aus der Gewinnung von Naturerzeugnissen, mit deren Veredlung im weiteren 280 000 Menschen beschäftigt waren. Dem Handel lagen 60 000 und dem Verkehr 40 000 Personen ob. Der Kanton zählte im Jahre 1930 rund 560 000 deutsch sprechende und 107 000 französisch redende Bewohner. Von seiner gesamten Einwohnerzahl gaben sich 580 000 als zum Protestantismus zugehörig und 90 000 Menschen als römisch-katholisch an. Bekanntlich ist Bern aus einem Stadtstaat entstanden, der während der Revolution zertrümmert und dann mit Beginn der Restauration zur Kompensation für verloren gegangene Gebiete im Aargau und der Waadt mit einem Teil des früheren fürstbischöflichen Juras ausgestattet wurde.

Die Zusammenfassung so ungleicher Elemente hinsichtlich Sprache, Konfession, Rassezugehörigkeit und historischer Ueberlieferung zu einer *politischen und kulturellen Einheit* ist für den Beobachter, weil besondere Schwierigkeiten hier vorliegen, von ungewöhnlichem Interesse. Aufgabe der Lenker eines jeden Staatswesens muss es sein, nach Mitteln zu suchen, die zusammenstrebenden Kräfte im Volke aufzudecken, zu verbinden und zu stärken, um sie für die Gesamtheit fruchtbar zu machen. Die auseinanderstrebenden Mächte dagegen müssen zurückgedämmt, unschädlich gemacht oder womöglich in nützliche Bahnen gelenkt werden. Die Schule bildet in der Hand der Politiker das wichtigste Mittel, alle Bevölkerungsteile und alle Schichten zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen. Durch Pflanzung gemeinsamer Anschauungen und Ideale, durch gemeinsame Erziehung, Gewöhnung und durch eine gleichmässige Bildung entsteht aus dem Volke eine Schicksalsgemeinschaft. Indem der Staat die Berufstüchtigkeit durch die allgemeine Bildung stützt, fügt sich das Ganze im Laufe der Jahre zu einer wirtschaftlichen und kulturellen Einheit. Politik und Wirtschaft erzeugen so vereint durch die allgemeine Volksschule die uns so nötige Staatsgesinnung.

Die Schule ist viel enger, als man sich gewöhnlich vorstellt oder zugeben will, mit dem Gang der Politik und mit dem Gedeihen der Volkswirtschaft verbunden. Einen neuen Beweis für diese Behauptung bringt der Zentralsekretär des Bernischen Lehrervereins mit seinem Buche bei: «*Die Entwicklung der Schulgesetzgebung im Kanton Bern seit 1831*», das im Verlag des Bernischen Lehrervereins (Bern, Bahnhofplatz 1) kürzlich erschienen ist. Deutlich erkennt man aus der Darstellung *Otto Grafs* den Rhythmus des Blühens und Stillstehens der Schulen und deren Zusammen-

hang mit den Aenderungen im Wirtschaftsleben und mit der Politik.

Die bernische Schule ist ungefähr gleichzeitig mit denjenigen anderer grosser Kantone des Mittellandes entstanden. In einem ersten Abschnitt sind die *gesetzlichen Grundlagen* für Primar- und Sekundarschule, für Seminar, Gymnasium und Hochschule beleuchtet. Das gesamte Schulwesen des bernischen Staates erscheint damit als eine öffentliche Angelegenheit und als eine Einheit. Im folgenden Kapitel sind die *grossen Parteikämpfe* zwischen den Jahren 1846 bis 1854 dargestellt, aus denen die Schaffung einer eigenartigen Schulsynode hervorging. Man ist über den Ideenreichtum, der zu jener Zeit vorhanden war, erstaunt und bedauert nur im stillen, dass manche Anregung lange warten musste, bis der richtige Mann an der Spitze stand und die Verhältnisse ihre Durchführung möglich machten. Der Kampf zwischen der Gemeindeautonomie und der zentralen Staatsgewalt, zwischen der Sonderart einzelner Landesgegenden und ihrer Uniformierung durch gemeinsame Ordnungen, gemeinsames Recht und durch eine einheitliche Schule gehören zu den interessantesten Kapiteln der neueren Kulturgeschichte. Ende der fünfziger Jahre begann, wie Otto Graf im dritten Abschnitt auseinandersetzt, die grosse *Gesetzesrevision*, die nicht bloss die Organisation der Primar- und Mittelschulen umspannte, sondern auch die ökonomischen Verhältnisse berührte. Die nächste Periode von 1862—1880 ist gekennzeichnet durch die gesetzliche Verankerung des *Mädchenhandarbeitsunterrichts* in den öffentlichen Schulen, sowie durch neue Gesetze über die Primarschulen und die Lehrerbildungsanstalten. Nebenbei bemerkt, ist man erstaunt, wie anpassungsfähig an die Erfordernisse des Wirtschaftslebens sich die bernische Schulgesetzgebung im allgemeinen erweist. Was der Grosse Rat dem Volke vorschlug, drang im Kanton Bern viel eher durch als etwa in Zürich.

Der fünfte Abschnitt des Buches ist ganz dem *Gesetz über den Primarunterricht vom Mai 1894* gewidmet, das nach zehnjähriger Revisionsarbeit vom Volke gutgeheissen wurde. Graf stellt auf Seite 356 dessen Vor- und Nachteile zusammen. Die Volkswahl der Schulsynodalen bezeichnet er als Fehler, da der Unterbau, die Kreissynoden, fehlten. Die Regelung der ökonomischen Verhältnisse brachte wohl manchen Fortschritt, war aber im ganzen ungenügend. Die Bestimmungen über Wahl, Wiederwahl, Rechte und Pflichten der Lehrer nahmen zu wenig Rücksicht auf die schwierige Stellung des Lehrers in den Gemeinden. Den Hauptfortschritt des Gesetzes bildete die Einführung des Gemeindeobligatoriums der Fortbildungsschule, sowie die Bestimmungen über das Schulinspektorat, die später zu einer freieren Ausgestaltung dieser Institution führten.

Nach Beendigung des Weltkrieges glaubte man in der bernischen Lehrerschaft, die Zeit sei gekommen, an eine *Totalrevision* der kantonalen Schulgesetzgebung heranzutreten. Im Laufe der Jahre zeigte sich aber dann, dass eine völlige Umstellung nicht möglich war. Die Wirtschaftskrise zwischen den Jahren 1921 bis 1923 drängte andere Aufgaben in den Vordergrund, und kaum hatten sich die Verhältnisse etwas gebessert, so erschienen schon die ersten Anzeichen einer neuen wirtschaftlichen Zersetzung, in der wir

noch mitten drin stecken, und unter dem Druck wir alle leiden. Im sechsten Abschnitt sind die schulgesetzgeberischen Bestrebungen und Arbeiten in der neuesten Zeit zusammengefasst; denn man musste sich im Kanton Bern wie anderswo auf schulpolitischen Gebieten damit behelfen, den dringendsten Forderungen der Zeit durch Erlass von Spezialgesetzen nachzukommen. So kam 1925 das Gesetz über die Fortbildungsschule für Jünglinge und das hauswirtschaftliche Bildungswesen zustande, und im Jahre 1931 konnte den Lehrerbildungsanstalten eine neue Grundlage gegeben werden.

Im letzten Abschnitt kommt Graf zu der *Schlussfolgerung*, dass ein abschliessendes Urteil über die Neugestaltung des bernischen Unterrichtswesens noch nicht möglich sei. Die Untersuchung ergebe aber mit aller Deutlichkeit, dass die Entwicklung von Anfang an durch zwei Uebel gehemmt wurde, nämlich durch das Fehlen einer soliden finanziellen Grundlage, namentlich für die Primarschulen, und sodann durch den Mangel einer planmässigen Organisation des gesamten Schulwesens. Die «Richtlinien zu einem Gesetzesentwurf über die Organisation des Schulwesens im Kanton Bern», die der Verfasser an den Schluss seiner umfangreichen Arbeit setzt (Grossoktav, 452 Seiten), dürften auch ausserhalb des bernischen Territoriums Interesse erwerben. Der erfahrene Politiker äussert sich hier über die künftige Organisation, insbesondere über alle Fragen, die die rechtliche Stellung der Lehrerschaft berühren, und manch kluges Wort ist hier niedergelegt. Den Rat und die Warnung, die er auf Seite 449 seinen Kollegen erteilt, dürfte man auch anderswo beherzigen: «Ich möchte für die Aufrechterhaltung des Religionsunterrichtes in der Schule eintreten. Die Lehrerschaft hat die Pflicht, die religiösen Gefühle des Volkes zu achten. Leicht könnte sonst eine Reaktion entstehen, die für Schule und Lehrer von grösserem Nachteil wäre als eine kleine Zurückstellung subjektiver Lebensanschauungen.»

Grafs Darstellung über die bernische Schulgesetzgebung gliedert sich klar in Anlehnung an die politisch-wirtschaftliche Entwicklung des Kantons. Die leichte Lesbarkeit und der gepflegte Stil bilden besondere Vorzüge seines Buches, wie auch der konziliante Ton gegenüber anderen Anschauungen. Der Verfasser hatte das Glück, reichliche und gute Quellen seiner Arbeit zugrunde legen zu können. Jeder, der am Aufbau unserer Schulen mithelfen will, wird das Buch mit Gewinn lesen. Dem bernischen Lehrerverein darf man zur Herausgabe des stattlichen Werkes gratulieren.

Max Hartmann, Zürich.

Alte Pläne, neue Aufgaben.

Im Jahre 1899 beschloss der *Schweizerische Lehrerverein*, seinen Mitgliedern die Bearbeitung einer Geschichte der pädagogischen Vereine und der kantonalen Schulgeschichte des 19. Jahrhunderts dringend zu empfehlen. Damit diese Arbeiten «allen Anforderungen wissenschaftlicher Darstellung» entsprechen könnten, sollte in Verbindung mit der «Vereinigung für schulgeschichtliche Studien» ein Programm ausgearbeitet werden. Es erschien, von Prof. Dr. O. Hunziker ausgearbeitet, 1902 unter dem Titel «Vorarbeiten zu einer schweizerischen Schulgeschichte des 19. Jahrhunderts», scheint aber leider nicht die Anwendung gefunden zu haben, die ihm zugedacht war. S.